

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 2 (1898)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Opfer  
**Autor:** Tester, L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572832>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

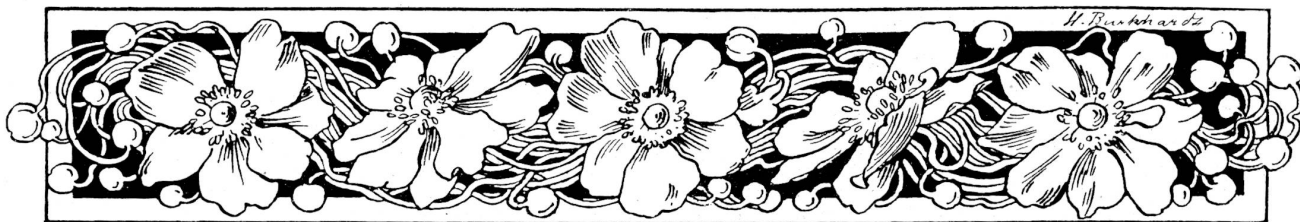
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Opfer.

Skizze von E. Zeffler, Zürich.

Wenn wir die Landstraße verfolgen, gelangen wir bald ins Dorf, an dessen Eingang sich der Weg gabelsförmig teilt, links führt er zum kleinen, träumenden See, rechts zum schlichten, schmucklosen Friedhof. Das einfache, schmale Thor ist nicht hoch, es reicht mir kaum bis zur Schulter. Die lose Klinker hängt herab, das ganze Gitterwerk, einfache Schmiedearbeit, das wohl früher einmal mattschwarz angestrichen, hie und da vielleicht noch vergoldet war, ist mit feinem Rost überzogen, der an den Händen abfärbt. Das altersschwache Thor öffnet sich im rechten Winkel nach innen. Dann führen fünf Stufen hinan. Schlecht gefügt und unregelmäßig liegen die Steine, überall klaffende Fugen aufweisend, in denen rötlichgrünes Moos und Mauersfarren sprossen. Helle und dunkle Flechten, scharf abgegrenzt, wie Stückchen ausgeschnittenen Samts, kleben auf den Steinen. Ein Kiesweg, keine hundert Schritte lang, führt schnurgerade über den ganzen kleinen Friedhof, und eine kaum fünf Fuß hohe Mauer, deren Steine ähnlich gefügt sind, wie die Stufen, umschließt den Friedensgarten. Auf der Mauer liegen als Abschluß große, altersschwache, ziemlich dicke Steinplatten, verunziert von grüngelben und weißlichgrauen Flechten. Dazwischen wachsen kleine Hügelchen rotbraunen Moores. In der Ecke links steht man ein wohlgepflegtes Kindergrab. Ein Apfelbaum, der außerhalb des Friedhofs in einer Wiese steht, breitet schützend seine blühenden Zweige über die kleine, blumengeschmückte Ruhestätte, so daß es aussieht, als schlafte der kleine Karl unter einer rosenblattfarbenen Decke. Abendfriede zittert durch die Luft, der Himmel prangt in Purpur, von dem ein Hauch über dem kleinen Grabe schwebt. Durch den sehnsuchterfüllten Aether beben in Schwingungen leise Klageöne wie fragendes Gestammel. Es ist das Gebet, das Sehnen der jungen Frau, die am Grabe des kleinen Karl kniet und mit gerungenen Händen fleht:

„Mein liebes, armes Kind, warum bist du von mir gegangen, warum hast du deine Mutter allein gelassen!“

In heftigem Schmerz wirft sich das arme Weib auf das Grab, mit beiden Händen das schlichte Holz-

kreuz umklammernd, als ob es etwas von ihrem Kinde sei. Der Apfelbaum aber deckt mit seinen rosafarbenen Blüten mitleidig auch sie zu. —

Sie hat ihn sehr lieb gehabt, ihren kleinen Karl, wie nur eine Mutter ihr einziges Kind lieben kann. Und der Knabe hatte ihr ihre Liebe vergolten so gut er es konnte, denn niemand weiß die Liebe einer Mutter in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Er war begabt und lernte leicht, aber die Schulbank schien ihm entsetzlich; er strich viel lieber den Tieren des Waldes nach und belauschte ihr Treiben, worüber er dann seiner Mutter die wunderbarsten Geschichten zu erzählen wußte, ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Und wenn er flüsternd seine Wunder berichtete, hatten seine Augen einen seltsamen Glanz und sein Blick schien nach innen zu gehen, als erschäue er dort einen Schatz farbenprangender Bilder.

Der Vater, ein brutaler Mensch, der viel trank und infolge dessen sehr jähzornig war, gab sich nicht die Mühe, das Wesen seines Kindes zu erforschen und begnügte sich damit, über die allerdings nicht besonders guten Noten zu schelten, die der Junge vierteljährlich aus der Schule nach Hause brachte. So begann Karl den Vater zu fürchten und in seiner Gegenwart möglichst still zu sein, um sich desto mehr an die Mutter anzuschließen, bei welcher er stets Trost und ein williges Ohr fand. — Der Vater trank immer mehr und wurde immer jähzorniger, Karl immer scheuer. Er sollte Fragen beantworten und über Dinge sprechen, die man von seinem Alter noch nicht verlangen konnte, man hätte denn die Anfangsgründe alles Wissens übergangen, um gleich mit dem Schwersten zu beginnen.

Wohl hat die Mutter oft: Duäle ihn nicht so, er wird sonst scheu und wendet sich von dir ab! aber die regelmäßige Antwort auf solche Vorstellungen lautete, ihre Bitten verstummen machend:

Meinst du denn, ich wolle mir eine Schürze an ihm erziehen? Ein Mann soll er werden, Donnerwetter noch einmal! — An dieser Stelle erdröhnte gewöhnlich der Tisch von einem derben Faustschlag. —

Aber aus dem Träumer wird meiner Lebtag nichts Rechtes, ein Mann! haha! das hat nichts von Mann! —

Wenn Karl aus der Schule kam und nicht so viel wußte, wie der Vater verlangen zu müssen glaubte, dann schlug er ihn. Aber Karl weinte nicht, kaum daß er eine Miene verzog, nur flüchtete er sich jedesmal ins Freie, streifte stundenlang im Walde herum, würgte sein Weh hinunter und führte um so lebhafter sein Traumleben. Wenn die geängstigte Mutter ihn nach langem Suchen endlich fand, saß er meistens am Bache und hielt geheime Zwiesprache mit den rauschenden Wellen, die mit ewig lockendem: Komm mit uns — Komm mit uns — seine Seele umstrickten. Fast gewaltsam mußte ihn dann die Mutter hinwegführen und so lange man den Bach sehen konnte, drehte Karl sich um, mit der Hand winkend, als trenne er sich von seinem besten Freunde. —

Mit dem Vater wurde es immer schimmer. — Er blieb oft ganze Nächte aus, und wenn er dann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, endlich nach Hause kam, schlug er nun auch die Mutter, weil sie „dem Schwächling“ helfe. Als ob eine Mutter nicht immer auf der Seite ihres Kindes stände!

Doch Karl ertrug das nicht. Die Scham stieg ihm in die Wangen bei dem Gedanken, daß die Mutter, die er wehrlos sah, seinetwegen leiden müsse. Es war nicht seine Schuld, daß seinem Wesen die Brutalität abging, die der Vater als keimenden Mannesmut von ihm erwartete. Scheu, fast unhörbar, schlich er umher, drückte er sich in die Ecken, wenn der Vater den „Träumer, der sein Essen nicht verdiene,“ vom Tisch fortschickte.

Eines Abends kam er nicht nach Hause. Erst bei einbrechender Nacht brachte der Müller eine triefende Bürde, die überall schwarze Wasserlachen zurückließ. Er hatte den kleinen Karl soeben aus dem Dorfbach gezogen. In seiner Tasche fand sich ein Zettel, auf welchen seine kleine Hand noch etwas unbeholfen gekritzelt hatte:

„Liebe, liebe Mutter, sei nicht böse, aber der Herr Lehrer fragt mich immer das, was ich nicht kann. Und dann wird der Vater so böse, wenn mir das viele Lernen verleidet. Und er schlägt dich wegen mir und das leide ich nicht. Und liebe Mutter, wenn ich das Wasser ansehe, dann ruft es mir und will mich hinein ziehen. Wenn ich nun aber mit ihm fort gehe, dann geht es dir gut, gelt, liebe Mutter. Aber du mußt mir nicht böse sein.“ —

Sie hatte damals wie geistesabwesend auf den Zettel gestarrt, lange, lange. Es war mit einem schlechtgepigkten Bleistift geschrieben, lieb und rührend unbehilflich. Die meisten Buchstaben wiesen überall zwei

Striche auf, einen dicken und einen dünneren, auch waren die Rundungen eckig. Und viele orthographische Fehler fanden sich darin, so klein die Botschaft war. Aber das sah der Mutter Auge alles nicht, sie lebte nur jedesmal, da sie den Zettel herauszog, die Todesbangigkeit durch, die ihr Kind ins Wasser getrieben hatte. Wenn sie an den Mühlbach kam, pflegte sie nun jedesmal lange hineinzusehen, bis die Stimmen, die ihren Knaben verlockt hatten, auch über sie Macht gewinnen wollten. Und dann sah sie das kleine tote Gesichtchen wieder vor sich, auf das die Erlösung aus einem Konflikte, dem die zu junge Seele nicht zu trohen vermochte, den Hauch inneren Friedens und ungestörter Harmonie gezaubert hatte.

Doch immer riß sie sich rechtzeitig los, denn die Pflicht rief sie nach Hause, wo ihr Mann, der seit des Knaben Tode kein Glas mehr berührt hatte, stumm und zusammengedrückt in einer Ecke saß, in den Händen krampfhaft die Bibel haltend, die letzte Zuflucht eines gemarterten Gewissens, auf deren aufgeschlagenen Seiten seine stieren Blicke hasteten, ohne je die Form eines Buchstabens zu erfassen. Wenn sie ihn etwas fragte, antwortete er nur durch Zeichen, um dann sofort wieder vor sich hinzustarren oder zu stöhnen. Als einmal zu ungewohnter Zeit die Hausthüre ging, fuhr er auf, und Freude verklärte sein Gesicht, als er rief:

„Er kommt, er kommt, mein Karl kommt!“

Seine Augen glänzten vor Stolz und Freude, über die gefurchten Wangen rollten die Thränen zitternder Erwartung.

Sie wagte nicht, ihn über seinen Irrtum aufzuklären und ließ es geschehen, daß er, seiner Gebrechen nicht achtend, in möglichster Eile der Thüre zustrebte. In sich zusammengesunken kam er zurück, aber jeden Abend um diese Stunde sah er nach, ob niemand Einlaß begehre.

Auf dem Garten der Seligen ist es noch immer stille. Purpurner glüht die Lohe der sinkenden Sonne, vereinzelte Vogelstimmen ertönen, die Welt ist wunschlos und jedes Begehren schweigt. Durch die Luft schweben duftige Töne: die Sphärenmusik einer Aeolsharfe. —

Das trauernde Weib auf dem Kirchhofe hat sich erhoben, das Weh in ihrem Herzen ruht, eingeschlafert von gläubiger Zuversicht. Noch zittert eine letzte Thräne auf der bleichen Wange, wie der Tau auf dem Blatte der weißen Rose. Langsam schreitet sie den Weg zurück, über den Ries, die schlecht gefügten Stufen hinunter.

Bevor sie das Thor schließt, bleibt sie, die rostige Klinke in der Hand, noch einmal stehen und sieht nach dem Apfelbaum, wo unter rosenblattfarbener Decke ihr Liebstes ruht. Leise streicht der Abendhauch durch die Blüten. — — —